

Gerade diese zahlreichen und vielschichtigen Grenzüberschreitungen sind von Irene Hardach-Pinke plastisch und lebensnah aufgezeigt worden. Sowohl die Mißachtung der räumlichen geschlechtsspezifischen Zuordnungen des „Innen“ und „Außen“ als auch die Grenzkonflikte zwischen „Klasse“ und „Geschlecht“ sind konsequent in ihre Untersuchung eingewebt – für die spannende und unterhaltsame Lektüre wohlthuend leise, für die wissenschaftliche Auseinandersetzung und theoretische Anbindung an die Forschung vielleicht etwas zu zurückhaltend.<sup>1</sup> Sie sind im Falle der Gouvernante so beispielhaft, daß es schade ist, daß die Gelegenheit nicht für die immer noch notwendige Betonung der Bedeutung der Kategorie Geschlecht genutzt wurde. Die Publikation in der Reihe „Geschichte und Geschlechter“ hätte eine vertiefte Diskussion dieses Ansatzes – wenigstens in den Anmerkungen – erwarten lassen – sah sich doch schon Friedrich Schiller seinerzeit damit konfrontiert: „Die Chère Mère (seine Schwiegermutter, Anm. B. K.) und ich treten also dieses Jahr ein ähnliches Amt an, das gar erstaunlich ehrwürdig ist; wir werden beyde sehr nützliche Glieder für den Staat bilden. Ich wünsche nur, daß es ihr einträglicher seyn möchte als mir; denn daß sie dem ihrigen gewachsen ist, hat sie (ich muß doch einmal galant seyn!) in ihren Töchtern bewiesen.“ (zit. 88) Zwischen Galanterie und Mißachtung? Die Ambivalenzen eines ernstgenommenen und doch mit männlich gönnerhafter Geste in seine weiblichen „natürlichen“ Grenzen verwiesenen Berufes könnten nicht deutlicher werden. Aber lassen wir doch einer Frau das letzte Wort. Anne Brontë ließ Agnes Grey träumen: „Wie wunderbar wäre es, eine Gouvernante zu sein! Hinauszugehen in die Welt; ein neues Leben anzufangen; selbständig zu handeln; meine brachliegenden Kräfte zu erproben; meinen eigenen Unterhalt zu verdienen ...“ (zit. 14).

Bärbel Kuhn, Saarbrücken

Friederike Hassauer, *Homo. Academica. Geschlechterkontrakte, Institution und die Verteilung des Wissens* (= Passagen Hefte 10). Wien: Passagen-Verlag 1994, 61 S., DM 14,80/öS 105,00, ISBN 3-85165-098-0.

### Berufung zur Ordinaria: Der Hort der Bildung auf dem Prüfstand

Ausgangspunkt ist die Antrittsvorlesung – feierliches Abschlußritual der langwierigen Initiation in den höchsten ordo universitärer Gelehrsamkeit, offizielle Demonstration der *venia legendi*: 1993 nutzt Friede-

---

<sup>1</sup> Z. B. 46 und 104. Ich will hier nicht ausführlich auf die sowohl in den Sozialwissenschaften als auch in der Frauen- und Geschlechtergeschichte geführte Diskussion um Klasse und Geschlecht hinweisen. Nahe am Sujet der Gouvernante vgl. z. B. Catherine Stodolsky, *Geschlecht und Klasse im Kaiserreich. Das Beispiel der „Lehrerinnenfrage“*, in: Hanna Schissler Hg., *Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel*, Frankfurt a. M. 1993, 164–184.

rike Hassauer die Gelegenheit zur metawissenschaftlichen Reflexion, zur Bestandsaufnahme institutionalisierter Wissenschaftsmechanismen, zur theoretischen und institutionellen Standortbestimmung. Die Frage gilt der weiblichen Wissens- und Theoriefähigkeit, der Position der Frauen in Wissenschaft und Wissenschaftsbetrieb. Im Rahmen des Universitätszeremoniells liefert die Ordinaria die wissenschaftlich fundierte Begründung für den eigenen Ausnahmestatus, der die Regel bestätigt, für die nach wie vor gültige Tatsache, daß lediglich 2% der Lehrstuhlinhaber an deutschsprachigen Universitäten weiblich sind. Bereits diese wissenschaftspolitische Brisanz ist notwendiger Grund genug für die Drucklegung von Überlegungen, deren scharfe Pointe sich freilich insbesondere aus der performativen Situation der Antrittsvorlesung speist. Erweitert durch einen ausführlichen Anmerkungssteil und eine umfangreiche Bibliographie liegt der Text nun als Passagen Heft 10 vor.

„Homo. Academica. Ein Grammatikfehler? Eine Absenz!“ (6): Friederike Hassauer geht es weder um einen biographischen Betroffenheitsbericht, noch um das Angebot von Patentrezepten für Lösungen; dies ist auch kein aktionistischer Schlachtruf „Mehr Frauen in die Wissenschaft“. Hier wird vielmehr der Versuch unternommen, die historischen Wurzeln der unleugbaren und allseits sichtbaren Tatsache freizulegen, daß die Wissenschaft als Beruf dominant Sache der Männer geblieben ist. Mit epistemologischer Präzision, in deutlicher Trennung von Erkenntnissubjekt und zu erkennendem Subjekt, von Meta- und Objektbereich nähert sich Hassauer ihrem Untersuchungsgegenstand: Sie legt das eigene Theoriefundament für ihre Vorgehensweise offen dar, verortet ihren Standpunkt zwischen Systemtheorie, historischer Anthropologie und Mentalitätengeschichte und markiert die Anschlußpunkte an das Forschungsinteresse der *gender studies*: Fundamentale Prämisse ist die kulturelle Konstruktion von Geschlechterdefinitionen, sowohl was ihre biologisch-anatomische Geschlechternatur, als auch das jeweils zugeschriebene Rollenverhalten betrifft. Der Untersuchungsfokus liegt auf den „diskursiven Effekten des kulturellen Konstruktionsapparats gender“ (20), auf dem Interagieren, den Kommunikationsmöglichkeiten der konstruierten Geschlechter, den in „kommunikativen Pakten organisierten Geschlechterkontrakten“ (18).

Anhand thesenhaft vorgeführter Beispiele werden die allgemeinen Argumentationsmechanismen seziert, mit denen die Korrelation der für Wissen und Wissenschaft konstitutiven Merkmale *logos* und *ratio* mit Weiblichkeit nachhaltig unterbunden wurde und wird. Nicht der in der abendländischen Denktradition fest verankerte Logozentrismus an sich steht auf dem Prüfstand, sondern die praktizierten Semantisierungen von *logos* als männerspezifische oder zumindest -typische Eigenschaft, seine Funktionalisierung für einen Machtdiskurs, für die Hierarchisierung der Geschlechter: der Mann nicht nur als *caput*, sondern auch als *caput mulieris* (wie dies in unverstellter Explizitheit der paulinisch-thomistische Ansatz formuliert). Solange Kopf und Körper als geschlechtsspezifische Opposition gedacht werden und mit ihr die Korrelate *logos* und *genus*, bleibt bei jeder Konstruktion der

Geschlechterrelation eine strukturelle Asymmetrie bestehen. Denn dem Verhaltenspotential steht der Seinsbereich gegenüber: Das eine kann man aktualisieren, dem anderen ist frau ausgeliefert.

Wie sehr im derzeitigen gesellschafts- und wissenschaftspolitischen Umfeld diese geschlechtsspezifische Zuordnung noch immer virulent und internalisiert ist und wie wenig aufgearbeitet das Bewußtsein der kulturellen Setzungen, zeigt das Phänomen des „akademischen Frauensterbens“, der rapide Schwund des Frauenanteils je höher die wissenschaftliche Rangordnung: Rückzug aus einem Arbeitsgebiet, das nur ein weibliches Interesse, aber keine weibliche Professionalisierung vorsieht. Die Ordinaria ist nach wie vor der Ausnahmefall, kann nach wie vor nicht auf normadäquate Orientierungslinien hoffen, muß nach wie vor den individuellen Einzelweg beschreiten: *logos* erkämpfen gegen das ständige *genus*-Postulat.

Den gängigen Aufruf zur „Weiblichkeit als Maskerade“, der im Kontext der *gender studies* die Möglichkeit zur Subversion des Rollen- und Geschlechtermuster theoretisch festzuschreiben versucht, verweist Hassauer ins Reich des puren Idealismus: „Maskierung – Mimikry – Parodie – Subversion: täglicher Affentanz. Keine Normalität“ (34).

Und wie funktioniert der Geschlechterkontrakt in der alltagspragmatischen Umsetzung jenseits der geschlechterdifferenten Zuordnung durch die Institution? Friederike Hassauer bezieht persönlich Stellung, verweist auf Rollentausch: Gedankt wird dem Partner, der für „psychosoziale Versorgung“, die „graue Arbeit im Haus“, die „affektive Unterstützung“ die eigene Profession hintangestellt hat (36). Die spätaufklärerische „Herzensbildung“, der „Hausverstand“ (30) nun also als Domäne des Mannes, die Kategorien „Profession“ und „Leben“ noch immer oppositionell gedacht? Im Dankesritual belegt Hassauer die resistente Gültigkeit einer kulturellen Strategie, den Pakt der Geschlechter in der Zuordnung zu hierarchisierten Existenzbereichen zu sehen.

Friederike Hassauers persönlicher Standpunkt ist kategorisch und unverstellt, der analysierende Blick auf die Strukturen des Wissenschaftsbetriebs luzide, illusionslos, hart. Bei allem pessimistischen Nachdruck wird eines deutlich: Deskriptionsprägnanz schärft zumindest das realistische Bewußtsein, und hier liegt dann doch ein Funken Optimismus.

Dominica Volkert, München